Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 16

Artikel: Botschaften aus dem Weltenraum
Autor: P.Sch.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668127

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

da er das Tagesgestirn, zum mindesten für seine Person, für immer untergegangen wähnte. Und merkwürdig, dort unten wiegten sich die Birken im Morgenwind, ganz so, als lächelten und flüsterten sie ihm zu, ihm, der kein Lächeln und kein Flüstern mehr erwartet hatte. Aber über das alles schauerte als kalter Schatten die Fratze des nächtlichen Gespenstes. Wohl suchte er sich einzureden, der Lianenteufel sei ihm ja bloss im Traum erschienen; doch das Ungeheuerliche frass sich durch alle Poren des Lebens in die nackte, wache Wirklichkeit hinüber.

Und das zog sich durch einige Tage so fort. Joachim hatte das Gefühl, als ob er nicht mehr da sei und sich deshalb um nichts mehr zu kümmern brauche. Man konnte ihn mit gutem Recht zu den Toten zählen. Das Essen schmeckte ihm fad und schal; er ging unordentlich, unrasiert und ungekämmt umher; im Gespräch vergass er oft das Wichtigste, was er eben hatte sagen wollen; und bei der leichtesten Beschäftigung stellte er sich ungeschickt wie ein Tölpel an. Am liebsten hätte er Haus und Herd und alles, was ihm das Leben noch vor kurzem lebenswert und teuer gemacht hatte, verlassen, um sich vor neugierigen, hämischen Augen zu verbergen. Er war nicht imstande, etwas anderes als die täglichen Zeitungsnachrichten zu lesen, einen bedeutsamen Brief, eine Seite Prosa oder gar einen Vers zu schreiben. Er glaubte sich erledigt, vernichtet, und das Dasein schien ihm keinen Zusammenhang, keine Zielsetzung und keinen Wert mehr zu haben. Aeusserlich blieb Joachim zwar derselbe wie früher, inwendig aber war etwas aus den Fugen geraten. Der Unterschied zwischen einst und jetzt bestand darin, dass er nach dem Albtraum mit gerunzelter Stirn etwas weit Entferntes zu erkennen versuchte, das er früher auf den ersten Blick zu erfassen vermochte. Mit schmerzlichem Lächeln hörte er alle Einzelheiten an, die man ihm erzählte, verhielt sich aber stumm dazu, weil sie nicht mehr in ihn hineingehen wollten. Früher hatte er das Dasein in vollen, freudigen Zügen genossen, jetzt war er selbst unter geselligen Menschen der verkörperte Eiszapfen und Griesgram. Es fühlte sich sichtlich niemand mehr wohl und behaglich in seiner Nähe. Sollte das bis ans Ende so bleiben?

O nein, auch ihm leuchtet noch einmal das Licht. Denn nach und nach nahm der Geist seine Funktionen wieder auf, der scheinbar abgestorbene Ast trieb neue Knospen und Blüten, der totgeglaubte Mann griff wieder zu seinen Lieblingsdichtern, tunkte die Feder wieder ein, formte da einen Gedanken und fasste dort ein Bild ins gewogene Wort. Welche Gnade, sich an Gottes Schöpfung in ihrer Unerschöpflichkeit wieder freuen zu können! Wie schön, wie unermesslich schön ist es, auferstanden zu sein und des Lebens Höhen und Tiefen wieder durchschreiten zu dürfen! Die Rückkehr ins Dasein war für Joachim wie das erste Aufschlagen der Augen und das erste Erstaunen des Kindes am Anfang der Dinge. Alle Leute: der Postbote, der Milchmann, die Arbeiter auf der Strasse, alle bekamen einen neuen Sinn für ihn. Nach dem Wiederauftauchen aus dem Höllengrund erfasste ihn eine so mächtige Lebenskraft, wie er sie vorher nie gespürt hatte, ein schwebendes Erhobensein über alle Nichtigkeiten, die es nicht wert sind, angerührt zu werden, eine Stärke des Empfindens, die ihm jede Minute, da die Sonne noch über uns aufgeht, als ein Geschenk des Himmels zum Bewusstsein bringt.

Joachim nahm die Arbeit dort wieder auf, wo er sie vor dem Teufelstraum hatte liegen lassen. Obwohl er an seinem aussichtslosen Unterfangen manchmal von neuem verzweifeln will, bejaht und begrüsst er doch alle Fragwürdigkeiten seines Tuns und weiss, dass er niemals davon lassen könnte, auch wenn man ihm ein Königreich versprechen würde. Er weiss, dass das Leben alle Bedeutung verlöre, wenn er auf sein still beglückendes nächtliches Schnörkeln und Kritzeln verzichten müsste. Und er weiss es jetzt so klar wie nie zuvor, dass er auch dann dem Zauberklang eines Verses lauschen würde, wenn die Welt ringsum zusammenbräche.

Botschaften aus dem Weltenraum

Seit einigen Jahren schon haben hochempfindliche Radioempfangsgeräte auf den Wellenlängen zwischen 200 und 600 Kilohertz rätselhafte Strahlungsimpulse aufgefangen, die alle aus einer Quelle stammen, die bis heute noch nicht ausfindig gemacht werden konnten. Alle diese Strahlungen aber kommen ohne Zweifel aus dem Weltenraum und lassen die Vermutung aufkommen,

dass Bewohner anderer Planeten mit unserer Erde in Verbindung zu treten suchen.

Dieser Gedanke aber führt gleichzeitig zu dem seit langem so sehr umstrittenen Schluss, dass andere Planeten von Lebewesen bewohnt sein müssen, deren Zivilisation und Wissen mindestens so fortgeschritten, wenn nicht höher entwickelt ist, als die unsrige.

Gewiss — in unserem eigenen Sonnen- und Planetensystem sind ausser der Erde nur noch die Venus und der Mars, die bewohnt werden können. Die Vermutung, dass vor allem der Mars bewohnt sei, wird nicht allein durch die Eiskappen an den Polen, die im Sommer schmelzen, und die Vegetation, die den gewaltigen Kanälen entlang gedeiht — sondern auch durch eine Reihe weiterer Beobachtungen — erhärtet. So war der verstorbene Professor für Astronomie und Leiter des Havard Observatoriums, Dr. Pickering, schon vor einem halben Jahrhundert davon überzeugt, dass hochkultivierte Bewohner des Mars immer wieder versuchten, nach der Erde zu signalisieren. In Zusammenarbeit mit seinem Bruder sammelte er wertvolles Beweismaterial, mit dem er das Vorhandensein gewaltiger mathematischer Zeichen zu belegen versucht — Zeichen, die er auf dem Planeten beobachtet hatte, als der Mars der Erde am nächsten stand.

Aber auch der italienische Astronom Schiaparelli — der die Kanäle auf dem Mars entdeckte —, berichtet von der Beobachtung eines grosses Kreuzes inmitten eines dunklen Kreises. Als die Erde und der Mars sich wieder in derselben Stellung zueinander befanden, war das Kreuz verschwunden und durch ein anderes mathematisches Zeichen ersetzt. Und endlich bemerkte auch Professor A. Douglas im Jahre 1907 an der gleichen Stelle, wo Pickering 1892 ein Achteck wahrnahm, einen gewaltigen fünfzackigen Stern auf dunkelm Grund. Alle diese Figuren waren von gewaltigem Ausmass, als hätte man sie konstruiert, um die Aufmerksamkeit von Beobachtern auf der Erde darauf zu lenken.

Aber selbst, wenn unsere Nachbarplaneten nicht bewohnt sein würden, so darf man heute mit Sicherheit annehmen, dass es im Weltenraum Leben gibt wie auf unserer Erde. Photographische Studien der letzten Jahre haben nämlich erwiesen, dass mehrere der uns am nächsten gelegenen Sterne von unsichtbaren Trabanten umkreist werden, deren Vorhandensein angenommen wird, weil ihre Anziehungskraft die leuchtenden Sterne zwingt, sich in leicht wellenförmigen Kurven zu bewegen. Diese kleinen Trabanten sind wahrscheinlich dunkle Körper, die wir sehr wohl als Planeten bezeichnen können, so dass angenommen werden muss, dass es innerhalb der gewaltigen Ausdehnung dieser andern Sonnen-Planetensysteme noch Tausende andere bewohnte Welten gibt. Wenn wir aber mit Sicherheit annehmen können, dass wir in andern Teilen des Universums Nachbarn haben, so stellt sich uns die Frage — ob diese in der Lage sind, uns Signale zu senden, die wir empfangen können?

Noch vor wenigen Jahren hätte die Wissenschaft diese Frage mit Nein beantwortet, denn man war der Ansicht, dass ankommende und abgehende Radiowellen die elektrisierten Luftschichten — die Ionosphäre — nicht durchdringen können.

Zu Beginn des Jahres 1946 kündigte dann das Army Signal Corps der amerikanischen Armee an, es seien Radarimpulse — mit andern Worten, Radiowellen —, nach dem Mond ausgestrahlt worden und ihre Reflexion habe auf dem Radarschirm aufgefangen werden können. Der Beweis ist sehr einfach zu erbringen: die Radar-Radiowellen wurden nach zweieinhalb Sekunden auf den Schirm zurückgeworfen. Radiowellen aber bewegen sich mit der Geschwindigkeit des Lichtes, d. h. 186 000 Meilen in der Sekunde fort. Der Mond wiederum ist schätzungsweise 239 000 Meilen von der Erde entfernt. Und da die Radar-Radiowellen von einem Objekt in einer Entfernung von ungefähr 239 000 Meilen von der Erde zurückgeworfen wurden, und kein anderer Körper ausser dem Mond dort bekannt ist — mussten diese Wellen den Mond tatsächlich erreicht haben.

Unsere zweite Frage, ob andere Planeten wirklich der Erde signalisieren können, muss — seitdem wir wissen, dass Radiosignale von unserer Erde andere Planeten erreichen können — ebenfalls bejaht werden. Der Umstand, dass uns diese Signale noch völlig rätselhaft sind und uns nur in fragmentarischer Form erreichen, ist kein Grund, um an solchen Verständigungsversuchen anderer hochentwickelten Lebewesen zu zweifeln. Vergessen wir nicht — noch vor 40 Jahren hätte unsere Erde z. B. mit Radar- und Radioimpulsen aus dem ganzen Universum bombardiert werden können, ohne dass wir das geringste davon bemerkt hätten. Es ist ohne weiteres möglich, dass es heute bereits noch unentdeckte Möglichkeiten einer interplanetarischen Verständigung gibt, die

von hochentwickelten Menschen auf weit entfernten Planeten benutzt zu werden, für deren Empfang wir heute noch keine geeigneten Apparate besitzen.

Daran aber, dass tatsächlich diese unbekannten, rätselhaften Signale und Botschaften den Weltenraum erfüllen, und — wenn auch nur sehr fragmentarisch — auch von uns aufgefangen werden, besteht kein Zweifel mehr. Bereits im Jahre 1924 — als der Mars der Erde sehr nahe stand — fingen Radioingenieure Signale auf, die mit keinem bisher auf der Erde bekannten Ton identifiziert werden konnten. Am 23. August 1924 berichtete sodann die «New York Herald Tribune» in London, Newark und Voncouver (USA) seien gleichzeitig unerklärliche Signale aufgefangen worden, die den Eindruck erweckten, als zupfe jemand auf einer tiefen Bassaite eines Klaviers.

Und endlich ist in einem erst kürzlich erschienenen Bericht von einem «kosmischen Zischen», dessen Ursprung in den Sternen der Milchstrasse oder im Sternenweltraum, der 1932 von Jansky entdeckt wurde, zu suchen ist. Der Ursprung dieses kosmischen Zischens ist nun eines der wissenschaftlichen Probleme, das sicher in Zukunft gelöst werden kann und uns dann einen Schritt näher an die Lösung dieser Botschaften aus dem Weltenraum bringen dürfte. P. Sch.

Das Lied im Kirschbaum

In den stillen Abend hinaus klingt ein Amsellied. Klingt hoch vom obersten Zweig des Kirschbaums draussen auf der Wiese vor meinem Haus und ist so von Glück und Friede erfüllt, dass der schweigende Abend noch stiller zu werden scheint, als ob er selber hinhorchen würde in den Sang, der ihm gehört, dem freundlichen Tag zum Dank, der geruhsamen Stunde des Feierabends zum Gruss. In der Frühe war das Lied ganz anders, klang hell und lichtgläubig in den jungen Morgen hinaus, das Menschenherz aufmunternd, das Tagwerk guten Sinnes zu beginnen, freudig und zuversichtlich das Stundenmass der Pflicht zu durchwandern, dem Dasein zu geben, was ihm zubestimmt und uns als Aufgabe übertragen ist.

Welch ein Zauber strömt aus einem solchen naturgebotenen Lied, das so voller Selbstverständlichkeit und Frohgeist auf unseren Weg niederklingt und uns eine gute Strecke weit begleitet, bis es auf einem andern Baum oder einem Dachgiebel übernommen wird von einer zweiten Amsel, deren kleine Seele nicht minder froh und beglückt das Licht des neuen Tages willkommen heisst. Alles Müde, das noch in uns war, ist plötzlich vergangen, leidherbe Gedanken lösen sich los von uns, wir schreiten befreit der Arbeit entgegen, bereit, sie getrosten Herzens und mit frischer Tatkraft anzupacken. Ach, so viel Kleinliches wird uns oft zur Folter, und die Natur schenkt uns unaufdringlich und doch reich von ihren stillen Wundern her, damit uns das Leben schön und lebenswert werde. Ein Amsellied, von einem bereiten Herzen aufgenommen, ist ein solches Geschenk.

Und nun ist Feierabend gekommen, die Stunde der Entspannung, der Einkehr in uns selbst, des Daheim. In der Rückschau auf das Werk, das wir geleistet, freuen wir uns zufrieden über das Vollbrachte, auch wenn es voller Mühe war und uns hart angefordert hat. Wir waren ja guten Muts an die Arbeit gegangen, das kleine Lied auf dem Baumwipfel als Morgengruss hat uns dazu die Kraft des Herzens und den Schwung des frohen Willens gegeben.

So hören wir ihm jetzt stillvergnügt und dankbar zu, wie es als ein unbewusstes, nur von einem geheimnisvollen süssen Zwang geführtes Abendlied uns vollends Ruhe und Friede schenkt in reiner Verklärung und halb verträumt. Und im Hinhorchen verwandelt sich langsam das Bild, schwebt rückwärts in eine Erinnerung, die lang versunken war und nun seltsam klar und schmerzlich beklemmend vor den Blick des Herzens gleitet.

Ich sass an einem solchen Abend im Garten bei einem Freunde zu Gast, und wir plauderten vergnügt über nichtige Dinge des Alltags und schauten dem ringelnden Rauch unserer Pfeifen nach, der sich bläulich und von keinem Windhauch erregt, über uns verlor in die leichte Dämmerung. Der Himmel hatte jene starke klare Luft der letzten sonnengetroffenen Helle, die frühen Sommerabenden eigen ist von keiner Wolke gestört wird. Vor uns erhob sich ein halbhoher